

Vom Leben singen, den Glauben künden.

Wie Gesang und Musik dem Gottesdienst Farbe, Tiefe und Weite geben
Markus Eham

Der Komponist Hans Pfitzner [1869-1949] soll gesagt haben: Über Musik zu reden ist, wie am gedeckten Tisch sitzen und das Menü beschreiben. Meine Aufgabe, über gottesdienstliche Musik zu reden, ist insofern nicht ganz so prekär, als wir musikalisch-geistlich im Dom soeben bereits köstlich gespeist haben. Ja, wir waren Teil einer geistlichen „Sinfonie der Tausend“ und haben erlebt, wie Gesang und Musik, gerade auch mit der eigens für diesen Anlass komponierten „Deutschen Messe“ von Domkapellmeister Heinrich Walder, dem Gottesdienst Farbe, Tiefe, Weite und Glanz geben. Ich will versuchen, dem Erlebten nach-zudenken, dabei dem Zusammenklang von singen und glauben nachzuspüren und Hinweise geben, wie auch im oft kargeren Acker alltäglicher liturgischen Praxis Gesang und Musik der Feier Farbe, Tiefe und Weite geben.

Dem eindrucksvollen Gottesdienst nach zu schließen, kann es um die kirchenmusikalische Welt in Südtirol nicht schlecht bestellt sein. In schroffem Kontrast dazu steht ein Artikel über das Kirchenchorsterben, den die Süddeutsche Zeitung im Januar dieses Jahres brachte¹. Der Autor hat im Internet die Stichworte „Kirchenchor aufgelöst“ eingegeben und wurde von einer Flut von Zeitungsberichten überschwemmt, die alle in den Abgesang für das kirchliche Chorwesen einstimmen mit den bekannten Klagerufen: Chronischer Nachwuchsmangel, Überalterung in den Chören. Niemand will sich mehr dauerhaft binden mit wöchentlichen Proben, die kirchlichen Festtermine vertragen sich schlecht mit der Urlaubsplanung; und überhaupt: Wo das Image von Kirche im Sinkflug ist, boomen Kirchenchöre eben nicht gerade als erste Adressen für attraktive Freizeitbetätigung. Musik, Gesang gibt's auf Knopfdruck überall in Bestqualität auf die Ohren. Man konsumiert lieber gut Konserviertes als – schlecht und recht selbst Produziertes. Die Diagnose von Jürgen Henkys aus dem Jahr 1999 erscheint in ihrer ernüchternd-analytischen Klarheit daher unvermindert aktuell: „Selber zu singen, statt sich nur den Gesang anderer gefallen zu lassen, ist für die meisten Zeitgenossen eine kaum noch einleuchtende Zumutung. Die Gründe für diese Reserve liegen in dem sozialen Wandel, durch den das Volkslied seinen Boden verlor und in die ‚Volkskunst‘ überführt wurde; in der anlasslosen Überschwemmung auch des Alltags mit Musik; in der akustischen Verwöhnung durch die perfekte Tonaufnahme- und Wiedergabetechniken; in der Lockerung der Verbundenheit mit Gemeinschaften, die ihr Wesen in hergebrachtem und verbindlich anmutendem Ritual darstellen. Singen ist eine Weise, sich selbst herzugeben. Bei innerem Vorbehalt gelingt es nur schlecht.“² Ist Singen für viele heute schlicht eine „kulturelle Verhaltensanomalie“³?

1. Singen im Leben heute – für viele uncool, eine „Fremdsprache“?

Doch Vorsicht mit Diagnosen vom Ende der Sing-Kultur in der digitalen Moderne! Immerhin versammelt die Suche nach dem Sieger beim "Eurovision Songcontest" Millionen Menschen unterschiedlichen Alters vor den Bildschirmen; die Faszination, die von singenden Menschen ausgeht, scheint ungebrochen zu sein, vermutlich ebenso der Wunsch, nicht nur andere, sondern

¹ R. Neumaier, Abgesang. In vielen Gemeinden verschwinden die Chöre. Gibt es noch Hoffnung für die Kirchenmusik?, in: Süddeutsche Zeitung, Nr. 24, 30./31.1.2016, S. 53.

² J. Henkys, Singender und gesungener Glaube. Das Kirchenlied im christlichen Leben, in: Ders., Singender und gesungener Glaube. Hymnologische Beiträge in neuer Folge (= Veröffentlichungen zur Liturgik, Hymnologie und theologischen Kirchenmusikforschung 35), Göttingen 1999, 30-41, hier 36.

³ Den Begriff hat G. Aeschbacher geprägt, um die Haltung des modernen Menschen dem gottesdienstlichen Handeln gegenüber zu charakterisieren: Ders., Gottesdienst – eine kulturelle Verhaltensanomalie?, in: JLH 29 (1985) S. 123-125.

auch sich selbst singend zu erleben. Und das geschieht auch: Zu tausenden singen Menschen öffentlich z.B. im Fußballstadion, aus Leibeskräften und mit aller Inbrunst. Wenn Menschen spüren „das ist meins“ – bezeichnender Weise sprechen die Zuschauer von „wir“, wenn der Verein im Stadion gewinnt oder verliert – und wenn sie ihre Begeisterung mit Gleichgesinnten teilen, sind sie auch heute zu sehr vitaler Stimmabgabe willens und fähig. Wes’ das Herz voll ist ...

Sie werden sagen: Das kann man nicht vergleichen. Kirche und Stadion, das sind doch ganz verschiedene Sing-Welten (Wenn letztere überhaupt mit Singen zu tun hat). Doch die Sprache weist uns auf einen gemeinsamen Nenner der beiden Singwelten hin: Im englischen „fan“ steckt das lateinische *fanum*: das „Heilige“. Wo es um das geht, was den Menschen heute „heilig“ ist, da wird auch „gesungen“. Und wer es tut, der spürt:

2. Singen ist gut

weil es uns mit unserer Innen- und Außenwelt in Kontakt bringt. Unsere Sprache weist auf diesen Zusammenhang hin: Stimmung, Verstimmung, bestimmen, abstimmen, einstimmen, umstimmen, stimmig - in vielen Ausdrücken, die unsere Selbstwahrnehmung und unsere zwischenmenschlichen Beziehungen betreffen, steckt „Stimme“ – unser klingender Personalausweis, durch den wir unverwechselbar als Person vernommen werden. (lat.: „per-sonare“ = hindurchklingen; bezeichnender Weise sagt der johanneische Christus, dass die Schafe ihn als ihren Hirten an seiner Stimme erkennen: Joh 10,3). Was die Beobachtung am Wortfeld nahelegt, ist inzwischen durch zahlreiche Untersuchungen belegt.⁴ Singen wirkt förderlich auf unsere Entwicklung: Im Singen kommen Sprechen und melodisches Klingen, also auch Denken und Fühlen, zusammen; indem es die Kooperationsfähigkeit von rechter und linker Gehirnhälfte fördert, ist es ein wichtiger Stimulus für musikalische Intelligenz; und die wiederum ist der Nährboden für andere Intelligenzen.⁵ Sich selber „sounden“ spüren, wirkt spannungsabbauend und ausgleichend, weil wir im Schallen die präverbale Phase, das Lallen, und damit unbewusst die „Zufriedenheit der frühen Kindheit“ wachrufen, also in heilsame Regression eintreten können;⁶ singen lässt ein wohliges Wohnen im Klanghaus des eigenen Körpers spüren, das sich beim Singen mit anderen weitet in den Klangkörper des „wir“ und so ein Gefühl der Geborgenheit grundieren hilft.

Die Welt der Klänge hat einen besonderen Bezug zur Welt unserer Gefühle. In empirischen Untersuchungen ließen sich Entsprechungen zwischen Harmonien und emotionalen Charakteren bestätigen:⁷ So steht die Dur-Tonika für nüchternes Zustimmen, die Moll-Tonika für Trauer, wenn sie leise erklingt, hingegen für Zorn, wenn sie laut gespielt wird. Der Septakkord ist der klangliche Ausdruck für Widerstand, Protest, Weinerlichkeit, die Dur-Subdominante für Gelöstheit, Freude. Emotionen in Musik Auftritt geben, heißt spielend mit ihnen umgehen können; und das ist heilsam, besonders bei negativen Gefühlen: Im Klagelied kann auch von meinem Schmerz etwas hörbar werden. In dasselbe Lied haben schon viele Menschen vor mir ihr Leid hineingegossen. Wenn ich jetzt mich in meinem Schmerz darin unterbringe, bin ich nicht allein, ich habe teil an etwas Größerem; indem meine Trauer in die Töne hineinfloss, kann sie sich hören lassen, ja es ist aus ihr sogar etwas Schönes geworden.⁸ Singen hilft so, negative Emotionen in positive Energien

⁴ Vgl. Th. Blank – K. Adamek, Singen in der Kindheit. Eine empirische Studie zur Gesundheit und Schulfähigkeit von Kindergartenkindern und das Canto elementar-Konzept zum Praxistransfer, Münster u.a. 2010, 114.

⁵ So E.W. Weber, Die Mitte im Kreis der Intelligenzen ist die Musik, Norderstedt 2005.

⁶ Vgl. F. Klausmeier, Die Lust, sich musikalisch auszudrücken. Eine Einführung in sozio-musikalisches Verhalten, Reinbeck 1978, 36.

⁷ Vgl. D. und B. Willimek, Wenn die Sehnsucht aus den Boxen kommt. Die Strebetendenz-Theorie erklärt die Gefühle in der Musik, in: *musica sacra* 136/1 (2016), 16-18.

⁸ Vgl. hierzu H. Ruland, Musik als erlebte Menschenkunde (= Praxis der Musiktherapie hg. von V. Bolay und V. Bernius, Bd. 9), Stuttgart u.a. 1990.

umzuwandeln; dadurch wachsen Widerstandskraft (Resilienz), Selbstvertrauen und Selbstverantwortung.⁹

Was die Wissenschaft herausgefunden hat, davon kann Sabine Krüger aus eigener, aktueller Erfahrung buchstäblich „ein Lied singen“, wie in der Süddeutschen Zeitung zu lesen war: Die Liedermacherin ging „mit Gitarre und Tochter Andrea in Westerlands größte Flüchtlingsunterkunft und fragte, ob jemand Lust auf Musik habe. Bald waren viele Menschen um sie herum. Einer sang ein somalisches Hochzeitslied, Sabine Krüger fand die richtigen Akkorde. Und schnell folgte die Idee zum integrativen Gesangsabend in dem Teehaus, das sie mit ihrem Mann führt. Zum Repertoire gehören Lieder auf Deutsch, Englisch, Spanisch, Somalisch, Arabisch, Kurdisch. Die Melodien versteht jeder, die Texte nicht. Das Fremde verschwimmt mit dem Vertrauten, und Sabine Krüger erlebt, wie das die Flüchtlinge verändert. ‚Wenn sie kommen, sind sie ein bisschen angespannt.‘ Beim Singen lösen sich ihre Gesichter. Wenn sie heimgehen, haben sie Lieder auf den Lippen...“¹⁰

3. Singen und glauben sind Zwillinge

Singend spüren wir ganz elementar unser Lebendig-Sein über die Atembewegung: Im Ein-Atem: bei sich, für sich sein; mit dem Ausatmen: hergeben, beim anderen sein, für andere sein. Zwischen diesen Polen spielt das Leben. Im Einsingprogramm jeder guten Chorprobe üben wir spielend, Luft einfallen lassen und sie lang strömend wieder abgeben. Wir leben – biologisch und geistig – von dem, was uns einfällt. Leben ist Geschenk. Und dieses Geschenk wird dadurch noch kostbarer, dass wir es teilen, mit-teilen, weitergeben. In der intensiven Atembewegung des Singens spüren wir den Puls des Lebens.

Wenn man nun religiöse Texte singt, ergibt sich ein Verstärkereffekt, weil etwas von dem, wovon gesungen wird, vom Wunder des Lebens, im Singen selbst sich spürbar ereignet: Indem ich klingend ganz da, ganz bei mir bin, komm ich über mich hinaus, bin hin und weg, weiß mich berührt von etwas Größerem. „Carmen“ ist das lateinische Wort für „Lied“; hier legt schon die Sprache die innere Verbindung der Singform zum „Charme“¹¹ der Gnade (griech.: „charis“) offen. Das Lied ist in der Tat eine sehr „charmante“ Einladung, beherzt auf die Lebenszuwendung Gottes zu antworten. Nicht von ungefähr ist einer der ältesten Texte der Bibel kein Lehrsatz über Gott, sondern ein Lied. Freude, Staunen und Lobpreis der Israeliten über ihre wunderbare Rettung am Schilfmeer brechen sich Bahn in Poesie (Ex 15,1-21): „Gott ist mein Lied“ (Ex 15, 2a). Der Sprecher/Sänger sagt damit in dreifacher Sinnrichtung: Ich singe über *ihn*, ich singe zu *ihm* und ich singe *durch ihn*.¹² Gott ist demnach Inhalt, Ziel und Beweggrund für mein Singen.

Paulus beschreibt den Kern und Grund dieser Überschreitungserfahrung des Christen so: „Nicht mehr ich allein lebe, sondern Christus lebt in eins mit mir.“ In Jesus Christus ist Gott jedes Gläubigen Mitte; und zugleich sind wir mitten in ihm: Seine Gegenwart *umhüllt* uns als der Geist, *in dem wir leben* (Apg 17, 28) und er *durchdringt* uns als der Geist, *der in uns ruft* (Röm 5, 5): Abba, Vater. So wie die Luft, die wir atmen und die uns umgibt.¹³ Gott ist, sagt Gottfried Bachl, „in der Seele und an der Haut.“¹⁴

⁹ Vgl. dazu die Untersuchungen und Folgerungen für den elementarpädagogischen Bereich bei Th. Blank – K. Adamek, Singen in der Kindheit [2010], 123.

¹⁰ Süddeutsche Zeitung Oktober 2015 ...

¹¹ Vgl. F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 2. Aufl., Berlin-New York 1989, 120.

¹² Vgl. J. Henkys, Singender und gesungener Glaube, aaO., 35.

¹³ Vgl. Messbuch, Tagesgebete zur Auswahl, Nr. 5.

¹⁴ G. Bachl, Mailuft und Eisgang. 100 Gebete, Innsbruck-Wien 1998, 31.

In der Erfahrung, zu sich und darin über sich hinaus zu kommen, zeigt sich eine gewisse Verwandtschaft von singen und glauben.

Singen ist die Sprache des Herzens und Resonanzraum für die vielfältigen Tönungen des Glaubens, von denen die Bibel weiß. Daher hat das Klangbild des Glaubens im Liedrepertoire des neuen „Gotteslob“ verschiedene Farben; es gibt darin

- den beherzten Ton von Gewissheit, Zuversicht und Glaubensfreude [z.B. „Singt dem Herrn ein neues Lied“, GL 409, oder „Erde, singe“, GL 411]
- das Piano der Innerlichkeit und des Fragens [z.B. „Gott loben in der Stille“, GL 399],
- die Fermaten oder Generalpausen der Geduld [z.B. in „Stimme, die Stein zerbricht“; GL 417, bes. Str. 4: „Wird es dann wieder leer, teilen die Leere wir. Seh dich nicht, hör nichts mehr – und bin nicht bang: Du bist hier.“] und
- die dunklen Frequenzen der Klage [z.B. „Wir an Babels fremden Ufern“, GL 438].

Vom Glauben singen ist eine berührende und bewegende Form, der Hoffnung Raum zu geben und den Namen dieser Hoffnung in Erinnerung zu behalten.

4. Glaube und Kirche heute – nüchtern betrachtet

Karl Kardinal Lehmann hat im Blick auf die glaubengeschichtliche Situation der Gegenwart festgestellt: „Das II. Vat. Konzil (1962-65) konnte noch relativ beruhigt von Gott reden und das Bekenntnis an ihn voraussetzen. Inzwischen sind alle Selbstverständlichkeiten, wenn sie es je waren, in diesem Bereich Vergangenheit.“¹⁵ Wir erleben einen epochalen Umbruch, in den Religion, Kirche, Glaube in modernen Gesellschaften hineingestellt sind. Vermutlich geschieht er zum großen Teil längst unter der Oberfläche unseres alltäglichen Lebens, und wir kennen weder das wirkliche Ausmaß noch das Ziel dieser tiefgreifenden Veränderung. Auf weite Strecken wird es ums Aushalten und Einüben von Ohnmacht gehen - und um „Geduld mit Gott“. Sie ist *das* Markenzeichen des Glaubens heute. „Atheismus, religiöser Fundamentalismus und leichtgläubiger religiöser Enthusiasmus sind sich auffallend ähnlich in dem, wie schnell sie fertig sind mit dem Geheimnis, das wir Gott nennen“.¹⁶ Die Grundhaltung vor seinem Geheimnis ist für Christen nicht das Haben, sondern das Suchen. Wachsamkeit und Geduld werden hilfreiche Begleiter sein auch in der „Kunst des Gottesdienstes“, bei der Suche nach einer Sprache und nach einer musikalischen Gestalt, in der er heute gottvoll, menschennah und erlebnisstark gefeiert werden kann.

5. Gesang und Musik – unverzichtbar gerade in der Sprachnot des Glaubens

Musik kann ausdrücken, was jenseits der Worte liegt; sei es, dass sie ohne Text „spricht“, oder, dass sie die gesungenen Worte mit Sinngewinn über die Textaussage hinaus, wahrnehmen lässt. Gerade in einer Zeit, wo wir einen tragfähigen Wortschatz und eine Grammatik für das, was wir mit glauben meinen, vielfach erst neu suchen und ertasten müssen, kann uns die Musik als Klang-Rede überbrückend aushelfen.

Nehmen wir als Beispiel den Erfahrungsbericht einer Chorsängerin: „Als ich G.F. Händels Israel in Egypt kennenlernte, dachte ich: Oje, was für ein Gemetzel. All diese Plagen, die über die Ägypter kommen, die Flucht des Volkes Israel aus der Sklaverei, der Untergang der Verfolger im Roten Meer – in Händels Musik wird all dies lebendig. Und dann bejubelt Moses einen Gott, der Ross und Reiter vom Meer verschlingen ließ – darüber soll ich mich freuen: All dieses Grauen, die vielen Toten?

¹⁵ Zit. bei N. Scholl, Wer vertritt den abwesenden Gott?, in: Christ in der Gegenwart 63/34 (2011) 377-378.

¹⁶ Vgl. T. Halík, Geduld mit Gott. Leidenschaft und Geduld in Zeiten des Glaubens und Unglaubens. Aus dem Tschechischen übersetzt von V.J. Slezák, Freiburg i.Br. u.a. 2010, 9.

Doch in den Chorproben wuchs in mir ein ganz anderes Erleben. Die Ägypter sind für mich jetzt eine Metapher für all das, was uns täglich quält und jagt: Die Sorgen, Ängste und Schmerzen. Dieser ergreifende Chor, in dem die Wassermassen erstarren, bis das geschundene Volk behütet wie eine Schafherde durchgeführt wurde: Ist das nicht unsere tiefe Sehnsucht danach, dass all dies, was uns jagt, einmal stillehält und uns hindurchgehen lässt? Der gloriose Schlussgesang ist für mich Triumph des Lebens über das Schreckliche geworden.“¹⁷

Indem die Musik die Sängerin selber eintauchen und hindurchgehen ließ durch die Raum und Bild gewordene Erzählung, hat sie ihr den Sinn erschlossen, treffsicher wie eine exegetisch fundierte Predigt, vermutlich sogar nachhaltiger. Im entscheidenden Vers [14] des Kapitels heißt es nämlich: „Der Herr kämpft für euch! Und ihr: Ihr bleibt still!“ Israel tut also nichts. Schaut nur zu, wie Gott für das Leben eintritt. Vom Herrscher der Ägypter heißt es wiederholt, dass er nicht hören will; der Pharao ist in dem Text als Chiffre für das, was sich dem Wunder des Lebens verschließt, ja sich dagegenstellt: Was dem Leben hinderlich ist, das ist dem Untergang geweiht, das geht baden. Ex 14 ist also kein Schlachtgesang zur Verherrlichung von Gewalt und Krieg, sondern ein Lied des Staunens und der Freude über die wunderbare Rettung des Lebens.

6. Vom „Mehrwert gesungener Liturgie“ heute – Kritische Relecture eines Passus der Musikonstruktion (5.3.1967)¹⁸

Die Grundsätze der Liturgiekonstitution über den „mit dem Wort verbundenen gottesdienstlichen Gesang“ (SC 112) konkretisiert die Instruktion „über die Musik in der Liturgie“¹⁹ in praktischen Regelungen. In Art. 5 heißt es: Ihre „vornehmere Form nimmt eine liturgische Handlung an, wenn man sie singend vollzieht...“ In der folgenden Begründung wird die geistliche Verstärkerwirkung von Gesang (und Musik) für das gläubige Mitvollziehen der Feier umrissen. Schauen wir uns die fünf Aspekte an und fragen, inwieweit die Bedeutung der musikalischen Gestalt(ung) der Liturgie unter heutigen Glaubensbedingungen zutreffend beschrieben werden, und wo der Text ggf. weiter- oder umgeschrieben werden müsste.

(1) Im Gesang wird „das Gebet inniger [suavius] zum Ausdruck“ gebracht.

Die deutsche Übersetzung trifft mit „inniger“ (besser als das Adverb „suavius“ im lateinischen Text) die Sinnrichtung der Aussage: Singen berührt den Menschen in seiner Herzmitte.

Wie wichtig dem Geist Gottes jede/r einzelne ist, zeigt ein Blick in die Erzählung vom Pfingstwunder in der jungen Kirche (Apg 2,1-13). Jeder aus der „Multikultiversammlung“ zu Jerusalem konnte jede/n Ausländer/in *in seiner Muttersprache hören*. Also kein Übersetzungs-, sondern ein Verstehenswunder. Jede/r versteht aus seiner/ihrer Lebensgeschichte heraus, das Seine/Ihre vom Evangelium; der Kirche ist also vom Geist etwas Wichtiges in die Wiege gelegt: Glaubende Menschen müssen nicht zuerst perfekt „kirchisch lernen“, um Gottes Stimme zu verstehen und beim Evangelium mitreden zu können. Glaubenserfahrung ergeht für jeden direkt in der Muttersprache seines Lebens. Singen (und Musik) kann dieser Muttersprache im Glauben besonders gut entsprechen, weil sie uns im je eigenen Herzenston dafür anspricht, oder die ganz eigene Schwingung in unser Antworten hineinlegen lässt.

Gesang und Musik können Liturgie als Resonanz-Raum der Annahme erlebbar machen, jenseits von Perfektions- und Leistungswahn. Die musikalische Dimension der Liturgie hilft auf ihre Weise, dass die Handschrift Jesu in ihr lesbar ist: Wenn er Menschen begegnet, ist das Erste, dass er sie

¹⁷ B. Kögler in: Pfarrverband Am Luitpoldpark München (Hg.), Gemeinsam unterwegs, Frühling/Sommer 2016, 14-15.

¹⁸ In diesem Abschnitt greife ich zurück auf Überlegungen in meinem Beitrag: Fünfzig Jahre Liturgiekonstitution. Bilanz und Potential liturgischer Erneuerung für die Kirchenmusik heute, Teil 2, in: Singende Kirche 60/2(2013) 56-61, hier 57-59.

¹⁹ Deutscher Text in: H. Rennings – M. Klöckner (Hg.), Dokumente zur Erneuerung der Liturgie, Bd. I: Dokumente des Apostolischen Stuhls 1963-1973, Kevelaer 1983, Nr. 733-801, hier Nr. 737.

annimmt, achtet, wie sie sind. Sie sind nicht Objekt von Belehrung, sondern Subjekt ihrer Berufung. Daraus erwächst der Impuls, die Einsicht zu Umkehr (z.B. bei Zachäus: Lk 19,1-10). Kirchenmusikalische Arbeit ist von daher qualifiziert seelsorglicher Dienst, die Menschen über die Musik das Berührt- und Angenommensein spüren zu lassen.

(2) Durch den Einklang der Stimmen wird die Einheit der Herzen vertieft.

Damit ist eine wichtige Eigenschaft von Musik angesprochen: sie ist ein sehr wirksamer Kontaktverstärker. Genau besehen aber eher so, dass sie einer schon bestehenden Verbindung zwischen Menschen Resonanz und Intensität gibt, als dass sie sie herstellen könnte (Leute, die nichts miteinander zu tun haben wollen, drängt es auch kaum miteinander zu singen). Die Beschreibung dieser bedeutenden „Nebenwirkung“ von Zusammen-Singen in der Musikanstruktion sagt allerdings einerseits zu wenig, insofern der Weg (zur Gemeinschaftsbildung) nicht in den Blick kommt, zum anderen, „zu viel“, was das Ziel (*unitas cordium*) angeht. Was den ersten Aspekt betrifft, sollte die gottesdienstliche Singkultur ihr Potential als Gegengewicht zu aktuellen gesellschaftlichen Trends entfalten:

Unser computergestützter Infoalltag wird heute weitgehend „dirigiert“ von Algorithmen; das sind mathematische Formeln, die auf der Basis unseres Verhaltens im Netz errechnen, was wir mögen, lesen, kaufen oder ansonsten tun sollen, „weil es zu uns passt“; dieses Ergebnis wird dann auf unserem Bildschirm mit der Info ausgewiesen: „Das könnte Ihnen auch gefallen“. Der Mensch mutiert auf diesem Weg zu einem „digitalen Narziss, der nur noch Spiegelbilder seiner eigenen Wünsche und Vorlieben zu sehen bekommt und irgendwann den Blick dafür verliert, was außerhalb seiner selbst in der Welt geschieht.“²⁰ Wo das Leben nur noch als Begegnung jedes einzelnen mit sich selbst arrangiert wird, wird es zur „Hölle des Gleichen“.²¹ Die Liturgie ist ein heilsames Gegengewicht dazu; Gottesdienst mutet uns den Anderen zu, von Angesicht zu Angesicht, nicht wie er im „Face-Buch“ sieht. Speziell bei den responsorischen Formen (Akklamation, Litanei, Psalmodie) treten wir spielend in Kontakt, nehmen hörend einander wahr, gehen singend auf den anderen ein. Das responsorische Singen sollte daher nicht in durchgehender Verliederung des Gottesdienstes untergehen.

Auch bei der Beschreibung der gottesdienstlichen Gemeinschaft und der fördernden Rolle des Gesangs durch die Musikanstruktion könnte im Blick auf die „Zeichen der Zeit“ nachjustiert werden: zu Pluralität, einem prägenden Phänomen der Moderne, lässt sich durchaus ein positiver Zugang von der Bibel her finden: Im Buch Weis 11,24: Gott, du liebst alle Geschöpfe; auf die gottesdienstliche Feiergemeinschaft bezogen, sollte daher statt von „*unitas vocis et cordium*“ treffender vom Zusammenklang der vielfältigen Stimmen gesprochen werden. Das klangliche Markenzeichen der christlichen *communio* ist der farbige Vielklang, nicht vereinnahmendes *unisono*. In seinem freien Einstimmen kann sich der Einzelne gut aufgehoben fühlen, doch wird sein Selbst- und Eigensein dadurch nicht aufgehoben. Die positive Sicht von „Diversität“ darf sich auch in der gottesdienstlichen Feierkultur widerspiegeln, indem der Reichtum verschiedener Gottesdienstformen und musikalischer Stile als Chance milieuspezifischer Verkündigung wahrgenommen und erschlossen wird. Als vom Evangelium inspirierte Orientierung kann auch die alte kirchliche Maxime dienen „im Notwendigen Einheit, im Nichtnotwendigen Freiheit, in allem die Liebe.“²²

²⁰ M. Meckel, Weltkurzsichtigkeit. Wie der Zufall aus unserem digitalen Leben verschwindet, in: Der Spiegel 38 (2011) 120-121, hier 120.

²¹ Byung-Chul Han, Transparenzgesellschaft, 2. Aufl., Berlin 2012, 59, 61; Ders., Agonie des Eros, Berlin 2012, 6.

²² „Omnesque mutuam amplectererum unitatem in necessariis, in non necessariis libertatem, in omnibus caritatem“ (Markanton de Dominis, De Republica Ecclesiastica, 1617; vgl. dazu: H. J. M. Nellen: De zinspreuk „In necessariis unitas, in non necessariis libertas, in utrisque caritas,“ Nederlands archief voor kerkgeschiedenis 79/1 (1999) 99-106.

(3) Durch den Glanz des heiligen Geschehens (zu dem nicht un wesentlich die Musik beiträgt) kann der Geist leichter zu Höherem erhoben werden. Heutige Leser der Leistungsgesellschaft könnten bei dieser Komparativ-Wendung auf den Gedanken kommen, Liturgie und geistliches Geschehen seien unter Effizienzgesichtspunkten zu betrachten. Liturgie ist aber wie jeder Kult beschleunigungsresistent; eine Opferhandlung lässt sich nicht auf Tempo machen; denn Rituale haben ihre Eigenzeit, ihren Eigenrhythmus; denn sie sind inszeniertes Erzählen: ihr Duktus ist Prozession, nicht die Logik des Prozessors; ihr Medium ist Erinnerung nicht der digitale Speicher; ihr Sinn ist Weg, Verwandlung, nicht Information und Produktion.²³ Singen ist die Klangform des Erzählens; es dehnt den Text, bringt das Reden unter die Zeitlupe der Töne; Singen gehört zur Urform des Kultes; im christlichen Liturgieritual sind Gesang und Musik der Klang- und Resonanzraum des inszenierten Erzählens aus der Bibel. Durch Musik ist die Begegnung mit dem Heiligen also weder leichter noch schneller (light/fast) zu haben; sie kann einem aber singend-klingend sehr wohl näher und tiefer gehen.

Und: Das Heilige ist nicht nur das Höhere, auch das Tiefe. In der Herzmitte christlicher Liturgie erklingt das paradoxe Bekenntnis, dass „die Nacht hell wird wie der Tag“ und uns die Nacht umgeben wird wie strahlendes Licht (Exsultet/Ps 139,12), weil Gott sie hell gemacht hat. Auch die dunkle Tiefe ist also Ort der geheimnisvoll wirkenden Gegenwart Gottes, der, wie es bei Hiob heißt, „sich Lobgesänge schafft mitten in der Nacht.“ [Hiob 35,10].

Als tragfähig in den Abgründen ihres Glaubens haben sich für Israel die **Psalmen** erwiesen. Gerade als durch die Katastrophe des Exils die religiösen Gewissheiten wegbrachen: Tempel, Priestertum und Erwählungsglaube bis in die Fundamente erschüttert waren, wurde das Rezitieren der „Weisung Davids“, wurde der Psalter in der Zeit ohne Tempel zum „mitgehenden Heiligtum“ (E. Zenger), zum geistlichen Ort der Begegnung mit dem sich entziehenden und schenkenden Gott. Geistlicher Proviant und eiserne Gebetsration auf fordernder Fahrt durch Zweifel und Vertrau-en. Die Exilskrise Israels bzw. des Judentums ist nicht unähnlich unserer gegenwärtigen Kirchen- und Glaubenslage, wo mit der Erosion volkskirchlich gestützter Praxis die bisherigen Selbstverständlichkeiten (Gottesdienst, Sakramente, geistliches Amt) in der vertrauten Form brüchig werden. Die Kirche hat den Psalter Israels auch als ihr Gebet- und Gesangbuch erkannt. Geistliche Musik kann eindrucksvoll zum Klingen bringen, was für ein reicher Wort-Schatz uns hier überliefert ist, mit dem man die gefühlte Abwesenheit Gottes als eine Weise seiner geheimnisvollen Gegenwart auszuhalten lernen kann. Auch das Dunkel im Leben ist gotthaltig; die Liturgie gibt dem, besonders durch die Psalmen Sprache, Klang und Raum.

Martin Walser hat das Bekenntnis formuliert: „Atheisten sagen: Gott existiert nicht. Aber er fehlt. Mir“.²⁴ Selbst im Herzen der biblischen Osterbotschaft steht eine Fehlanzeige: „Er ist nicht hier“, sagt der Engel im Grab den traurig Suchenden [Mt 28,6]. „Ostern ist das Fest der erfüllten Leere, des verheißungsvollen Mangels“²⁵, des beherzten, sehn suchtvoll-geduldigen Suchens. Und selbst wo der Auferstandene sich der Maria aus Magdala bei der Begegnung mit dem vermeintlichen Gärtner am leeren Grab zu erkennen gibt – es bleibt beim momenthaft-beglückenden Lichtblick: „Rabbuni!, dem Erscheinungs-Entzug folgt: „Halt mich nicht fest....“ (Joh 20,16-17).

Die musikalische und die Glaubenserfahrung sind sich auch hier nahe. Immer wenn Musik aufhört, macht sie aufhorchen: In ihrer Flüchtigkeit, in ihrem Enden zieht sie uns die Ohren lang und weitet das Herz mit Sehnsucht nach Vollendung. Robert Walser hat dieses eigenartige Erleben von und mit Musik so formuliert: Mir fehlt etwas, wenn ich keine Musik höre. Und wenn ich Musik höre, fehlt mir erst recht etwas.

²³ Vgl. Byung-Chul Han, Transparenzgesellschaft, aaO., 50-54.

²⁴ Über Rechtfertigung, eine Versuchung: Zeugen und Zeugnisse, XX; Zit. bei J. Eckert, Gedanken zum Osterfest, in: Andechser Bergecho, 1. Ausgabe 2016, 4-5, hier 4.

²⁵ Vgl. Ebd., 5.

(4) Die ganze Feier wird in gesungener Form „klarer zum Vorausbild (praefigurat) der himmlischen Liturgie der heiligen Stadt Jerusalem“. Mit dieser Wendung greift die Musikin- struktion platonisches (Urbild-/Abbild)-Denken auf und fällt damit aber theologisch hinter die Liturgiekonstitution zurück; im Unterschied zu vorausgegangenen Textentwürfen²⁶ bestimmt SC 8 die irdische Liturgie der Kirche nicht mehr nur als Vorspiel oder Abbild der himmlischen; vielmehr haben wir durch die konkrete gottesdienstliche Feier vorauskostend Anteil (praegustando participamus) am göttlichen Leben der Vollendung. Dieses Ineinander-Sehen von konkreter geschichtlicher Wirklichkeit und Vollendung ist nahe der jüdischen Sicht, wie sie in einem rabbinischen Gleichnis vom messianischen Reich zum Ausdruck kommt: „Um das Reich des Friedens herzustellen, werden nicht alle Dinge zu zerstören sein, und eine ganz neue Welt fängt an; sondern diese Tasse oder jener Strauch oder dieser Stein und so alle Dinge sind nur ein wenig zu verrücken. Weil aber dieses Wenige so schwer zu tun und sein Maß so schwierig zu finden ist, können das, was die Welt angeht, nicht die Menschen, sondern dazu kommt der Messias.“²⁷ Nach dem Glauben der Kirche ist die Liturgie ein Vor-Ort messianischer Präsenz, in dem der Auferstandene die Dinge unserer Welt „verrückt“: das Zusammenkommen der Glaubenden, das Hören auf das biblische Wort, das zeichenhafte Handeln mit Wasser und Öl, das gemeinsame Mahl – sie erhalten von Ostern her einen geheimnisvollen Glanz, ein Zittern, ein „Schillern an den Rändern der Dinge“. Auch Gesang und Musik in diesem Geschehen sind nicht Escape-Route, Entrückung in eine bessere Welt“; vielmehr sollen sie uns helfen, mitten in unserem Leben das Klangbild der Anders-Welt zu gewahren, die Welt im österlichen Licht anders zu sehen. Hier spielt die Musik des Reiches Gottes, mitten in unseren Begegnungen, Kämpfen, Scheitern, Glücksmo- menten.

(5) „Das heilige Schweigen soll zu seiner Zeit eingehalten werden. Die Gläubigen werden dadurch ... tiefer in das gefeierte Mysterium hineingenommen“ (Art. 17). Die gottesdienstliche Realität ist von dieser heilsamen Maßgabe leider oft weit entfernt: Redeschwall und klanglicher Schotter, in jedes offen gelassene Redeloch gekippt, erstickten das Feiern. Gerade wer mit Musik kundig und sensibel umgeht, weiß: Sie setzt Stille voraus, um überhaupt entstehen, und auch um wirklich wahrgenommen werden zu können. Und Musik selbst mündet wieder in die Stille. In ihrem Aufhören lässt sie aufhorchen für das, was anklingt im Ausklingen. So hilft sie, das hier und jetzt als Begegnungsraum des Heiligen wahrzunehmen. Liturgen und Organisten und Chorleiter- innen sollten sich als Hüter der Stille verstehen, z.B. nach den Lesungen, vor den Fürbitrufen, nach der Kommunion. Die Vision einer gottesdienstlichen Kultur der Stille, wie sie Hubertus Halbfas beschreibt, sollte nicht mehr lange bloß Zukunftsmusik bleiben: Im Gemeindegottesdienst „wird es Phasen geben, wo nicht gesprochen, nicht gesungen, nichts getan wird. Während man bisher bei einer selbst auferlegten Schweigeminute, sofern es diese gab, eine kaum unterdrückte Ungeduld spürte, lernen nun alle, die Stille anzunehmen ... Das ‚Anhalten der Welt‘ führt in kleinen Schritten zu einer neuen Gemeinsamkeit. Das gesprochene Wort gewinnt neue Kraft. ... Die Sprache überwindet tote Begriffe, wird dichter kraftvoller, lässt aufhorchen.“²⁸ Unser Wort „Glück“ leitet sich ab von (Ge-)„Lücke“.²⁹ Im beherzt gelebten Kontrast zur modernen Gesellschaft müssten wir sagen können: Zum Glück haben wir die Liturgie als kostbaren Ort, wo es zwischen Reden, Singen, Klingen, Handeln Leerräume – voll des Geistes – gibt.

²⁶ Zur Erarbeitungsgeschichte des Textes vgl. A. Odenthal, Liturgie als Ritual. Theologische und psychoanalytische Überlegungen zu einer praktisch-theologischen Theorie des Gottesdienstes als Symbolgeschehen (= Praktische Theologie heute, Bd. 65), Stuttgart 2002, 65-70.

²⁷ G. Agamben, Die kommende Gemeinschaft, Berlin 2003, 51.53; zit. bei Byung-Chul Han, Transparenzgesellschaft, 29-30.

²⁸ H. Halbfas, Glaubensverlust. Warum sich das Christentum neu erfinden muss, 3. Aufl., Düsseldorf 2011, 115.

²⁹ Vgl. Byung-Chul Han, Transparenzgesellschaft, 11.

(6) Dass im singenden Vollzug der Liturgie ihr „hierarchisches ... Wesen besser verdeutlicht“ werden soll, wie es in Art. 5 der Musiginstruktion heißt, ist in nachfeudalen Zeiten nicht mehr nachvollziehbar. Statt dessen: Musikalisch gut gestaltete Festlichkeit hilft, dass Liturgie als in verschiedene Rollen und Dienste gegliedertes, kommunikatives Handeln erfahrbar wird.

7. Wie Gesang und Musik dem Glauben und seiner Feier heute Farbe, Tiefe, Weite und Profil geben

(1) Nach Einschätzung des Soziologen F.-X. Kaufmann³⁰ werden neben den Gebeten und Liturgien die „großartigen künstlerischen Glaubenszeugnisse“, die den Schatz der biblischen Erzählungen neu sichtbar, hörbar, erfahrbar machen, für die Zukunft des Christentums von großer Bedeutung sein. Besonders die Musik bringt ihre Bilder von der Rettung des Lebens bewegend zum Klingen – „dass das Leben kostbar ist; dass Gott es liebt; dass einmal alle Tränen abgewischt werden sollen; dass die Armen die ersten Adressaten des Evangeliums sind.“³¹ Jede musikalische Epoche hat ihre eigenen Farben gefunden für diese Ur-Kunde von Gott als dem Schöpfer und Retter des Lebens, angefangen beim gregorianischen Gesang „bis zu Olivier Messiaen und Aarvo (sic) Pärt. Johann Sebastian Bachs Matthäus-Passion oder Anton Bruckners *Te Deum* lassen kaum einen verständigen Hörer kalt.“³² Die in solchen Werken von Chören und Instrumentalisten außerhalb der Liturgie vermittelten Klangbilder der Bibel sind eine bedeutsame Form kulturell wirksamer Präsenz des Evangeliums. Chöre und Musikgruppen könnten dabei jenseits der „großen [Konzert-]Literatur geistlicher Musik“ die breite Palette musicalischer Verkündigungs- und Stilformen entdecken und erlebbar machen: Mitsingkonzert, Musical, Mysterienspiel u.a. wahrnehmen. In der Vielfalt der Genres und Stile lässt sich musikalisch stärker auch auf „milieuspezifische Kulturen“ eingehen.

(2) Vermutlich wird man auch im Bereich der gottesdienstlichen Feiern den soziokulturellen Kontext der modernen (Erlebnis-)Gesellschaft musikalisch stärker berücksichtigen müssen.³³ Die kirchliche Liturgie, die klassische traditionelle Kirchenmusik insbesondere, spricht eher Erwartungen des Niveaumilieus an (Erlebnismuster Erhabenheit, Kontemplation); im kirchlichen Sinn religiös sind aber mehr die Angehörigen des Harmonie- und Integrationsmilieus;³⁴ sie erwarten vom Gottesdienst primär, dass er gut tut, Angst mindert, Heimat stiftet. Dieser „therapeutische“ Effekt ist eine sicher berechtigte „Nebenwirkung“ von Liturgie; er darf aber ihre prophetische und eschatologische Dimension nicht zudecken. Der Gottesdienst der Christen ist nicht nur Zuspruch von Heimat, sondern immer auch Zumutung von Aufbruch. Gewiss sollten Erkenntnisse der Milieustudien helfen, für das gottesdienstliche Feiern den Leuten auch musicalisch „aufs Maul zu schauen“ bzw. mit deren Ohren zu hören; doch Gesang und Musik dürfen nicht zum trivialisierenden „Gottesgeschwätz“ verkommen und nicht dem modernen Trend zur „Gottesverlieblichung“³⁵ erliegen. Um das Geheimnis des Glaubens zum Klingen zu bringen, dass unser Leben in Tod und Auferweckung Jesu Christi hineingezogen ist, braucht es Musik, die nicht einlullt, sondern Mut macht, die nicht zumüllt, sondern aufwühlt, die nicht vertröstet, sondern tröstet, die nicht beschwichtigt, sondern erschüttert.³⁶ Das entscheidende Kriterium dafür ist nicht

³⁰ F.-X. Kaufmann, Kirche in der ambivalenten Moderne, Freiburg i. Br. u.a. 2012, 261.

³¹ F. Steffensky, Schwarzbrot-Spiritualität, Stuttgart 2005, 70.

³² F.-X. Kaufmann, Kirche in der ambivalenten Moderne, Freiburg i.Br. u.a. 2012, 261.

³³ XX

³⁴ Vgl. dazu A. Odenthal, Liturgie als Ritual, aaO., 91-97.

³⁵ P.M. Zulehner / M. Beranek / S. Gall / M. König, Gottvoll und erlebnisstark. Für eine neue Kultur und Qualität unserer Gottesdienste, Ostfildern 2004, 22; 13. Die jüngste Sinus-Milieustudie ergab, dass „gerade junge Leute den allzeit lieben Jesus langweilig (finden)“ (M. Drobinski, Bangen um die Anhänger ..., in: Süddeutsche Zeitung Nr. 21, Freitag, 25.1.2013).

³⁶ Kritisch zu den musicalischen Erscheinungsformen einer reinen Wohlfühlkirche auch S. Klöckner, Ab ins Schaumbad, in: Herder Korrespondenz 5 (2016) 46-49.

der Stil der Musik, sondern ihre inhaltliche Qualität und ihre Verbindung mit der liturgischen Handlung.

(3) Was die erlebte musikalische Gestalt(ung) der Messliturgie betrifft, so sieht Peter Planyavsky bei der Qualitätsentwicklung durchaus noch Luft nach oben: „Vielerorts hat es sich eingebürgert, an immer mehr Stellen der Messe einfach ‚was Schönes‘ zu singen... Einzug: schönes Loblied; Gloria: freudiges Loblied, in dem das Wort ‚Ehre‘ möglicherweise vorkommt; nach der Lesung: nachdenkliches Loblied; vor dem Evangelium: stürmisches Loblied, in dem das Wort ‚Halleluja‘ vorkommt; Gabenbereitung: Loblied; Sanctus: feierliches Loblied, in dem das Wort ‚heilig‘ in irgendeinem noch so weit hergeholt Zusammenhang vorkommt; Agnus Dei: Loblied zum Thema Frieden; Danklied: ganz besonders tolles Loblied.“³⁷

Nun heißt aber Gesang und Musik als „wesentlichen und integrierenden Teil“ [SC 112] der Liturgie selbst zu realisieren nicht, *zur Messe* (etwas mehr oder weniger Passendes) zu singen, sondern die liturgische Handlung selbst klingend zum Ausdruck zu bringen, indem ihre Grundakte auch in der Musik sich artikulieren: Das Zusammenkommen, das Anrufen, Erinnern, Bitten und Preisen. D.h. der „musikalische Wortschatz“ gottesdienstlichen Feierns muss mehr als Lieder kennen; er braucht den Prozessionsgesang, die Akklamation, Psalmodie, Kantillation, Litanei, Hymnus und Lied. Chöre, Kantoren und Instrumentalgruppen sollten mithelfen, dass die Liturgie in ihrer musikalischen Sprache nicht „mono-ton“ bleibt; das an Formen und Stilen vielfältige Repertoire des neuen GL zu erschließen, ansprechend und ansteckend zu präsentieren, ist daher eine wichtige und lohnende Aufgabe des kirchenmusikalischen Dienstes. Sie wird den Chören umso mehr Freude machen, wenn sie sich als musikalischer Dialogpartner für das Singen der Gemeinde verstehen und ihre Berufung auch darin sehen, inspirierend zu wirken, dass der wichtigste „Klangkörper“ der Liturgie zum Schwingen kommt: die feiernde Versammlung.

(4) Nicht nur bei der musikalischen Messgestaltung herrscht häufig noch [liederliche] Monokultur; in Anlehnung an die mit ironischer Feder zugesetzte Zustandsbeschreibung von Peter Planyavsky lässt sich auch mit Blick auf das liturgische Leben der Gemeinden diagnostizieren: Vielerorts hat es sich eingebürgert, nahezu bei jeder Gelegenheit dieselbe Art von Gottesdienst zu feiern: Am Morgen: Frühmesse, am Samstagabend: Vorabendmesse; während der Woche: Werktagsmesse. Nach Praxis und Sprachgebrauch könnte man meinen „Gottesdienst“ ist (gleichbedeutend mit) „Messe“. Selbst wenn es genügend Priester gäbe: Die gelobte Gottesdienstlandschaft könnte auch dann nicht die der „eucharistischen Monokultur“ sein. Das „Gottesdienst“ ist eine von Vielfalt geprägte Kulturlandschaft; damit sie zur Blüte kommen kann – in Tagzeitenliturgien, Wortes-Gottes-Feiern, Segnungen, Andachten u.a. – braucht es Kantor/inn/en, Psalmist/inn/en, die Schola, den Chor, Instrumentalgruppen, Organist/inn/en; denn eine ansprechende musikalische Gestaltung macht auf ihre Weise erfahrbar, dass sich auch in diesen Feiern die Begegnung mit dem befreienden Gott ereignet [vgl. SC 2].

Ausklang

Liturgie geht eigentlich nicht „sang- und klanglos“; Gesang und Musik bringen die gottesdienstliche Feier als Resonanzraum zum Klingen für die vielfältigen Weisen, wie Gottes Gegenwart sich zeigt; so wird in den verschiedenen Farb-Tönen des Glaubens die Fülle seines Festes erfahrbar:

Gott spricht - die Kirche hört: in der Stille, dem Raum für Unerhörtes; und in der Psalmodie, die ein Singen in stetem Lauschen ist.

³⁷ Peter Planyavsky, Loblied, Loblied und Loblied. Gegen die musikalisch-liturgische Verflachung, in: Gottesdienst 48/9 [2014] 73-75, [hier 73](#).

Gott offenbart sich - die Kirche verkündet.
Gott hört - die Kirche ruft ihn an.
Gott ist verborgen - die Kirche klagt.
Gott rettet - die Kirche jubelt.
Gott ist groß und erhaben - die Kirche staunt, betet an.
Gott ist gegenwärtig - die Kirche spielt vor ihm.
Gott ist gnädig und über alles mächtig - die Kirche bittet.
Gott ist unbegreiflich - die Kirche schweigt.